

# Der Letzte vom Regiment Gensdarmes.

Historischer Roman von **Cäsar Magnus.**

(3. Fortsetzung.)

„Sag ihm, daß ich so bald wie möglich mit Dir nach Stettin will, zu Pferde oder zu Wagen. Erzähl ihm, aber kurz, wie es mit unseren Pferden gegangen ist. Er soll mir neue Pferde schaffen. Zur Noth genügt auch ein Fuch, nur gut muß es sein. Ich zahle ihm jeden Preis, höre Du, jeden Preis. Sprich allein mit Ephraim und sage sonst zu keinem Menschen ein Wort; unser Fortkommen hängt daran. Ist der alte Ephraim nicht zu Hause, so sag dem Beitel oder der Lea, daß sie ihn suchen. Finden sie ihn nicht, oder ist er verreist, so schick mir einen von beiden her, den Beitel oder die Lea. Von unserer Absicht sagst Du aber den beiden nichts. Hast Du verstanden?“

„Ganz genau, Euer Gnaden,“ sagte Wilhelm Koepte. — „Der Ephraim wird's schon machen,“ sagte er mit kühnem Gesicht hinzu, dann machte er sich eilig auf den Weg nach der Dorotheenstadt.

Ganz am Ende der Dorotheenstadt, dicht an der Stadtmauer, stand das Haus Ephraims. Es war, wie die meisten seiner Umgebungen, niedrig, einfach, mit hölzernem Dach. Aus den Dachluken konnte man über die Mauer hinweg weit hinaus sehen bis zur Jungfernhöhe. Bei schönem Wetter sah man dann vor der dunklen Masse des Waldes ein zierliches Tempelchen sich erheben mit anschließenden luftigen Säulengängen.

Das war der Gesundbrunnen, zur Sommerzeit der beliebteste Sammelplatz der vornehmen Gesellschaft von Berlin. Schon den weitem kennzeichnete sich Ephraims Haus als die Wohnung eines Händlers.

Vor der Thür und vor den Fenstern hingen neue und alte Oberg- und Unterleiber, getragene Monturen der Garde-Truppen; in den Fenstern lag gehäuft zur Schau eine Unmenge von Gegenständen jeden Gebrauchs: Uhren, Schmuckstücke, Tabakspfeifen und die neumodischen Tabakschreine, die man mit einem ausländischen Wort Cigarro benannte. Daneben Bilder, Wäpche, Bücher, auch Epheuren aller Art. Im Fluß an der Decke hingen dicht gedrängt zahllose Stiefel, mit der Sohle nach unten, neben einander aufgereiht.

Für gewöhnlich lebte in der Thür der junge Beitel und lauerte auf arglose Vorübergehende, um sie in den Laden hineinzulocken. Heute sah er im Hinterzimmer, mit seiner Schwester im flüsternden Gespräch.

Dieses Hinterzimmer hatte der alte Ephraim, nachdem er das Haus erworben, in den düstern, engeren Hof hinein bauen lassen. Es war ziemlich groß, hell, aber niedrig und dumpf. Hier wurde dünnes Bier ausgeschenkt, saurer Wein und hauptsächlich Branntwein.

Beitel hatte den Ellenbogen auf den hölzernen Tisch gestemmt, den Kopf in die Hand gelegt und sah Lea rufend an.

„Und Du glaubst, daß sie kommen?“ fragte er zweifelnd.

„Lea lachte.“

„Du siehst! Denkst Du, ich habe umsonst geschwatzt eine halbe Stunde mit dem Brigadier? Jetzt bin sie alle angetreten und der Wachmeister giebt ihnen die Löbnuma. Wenn nicht bleibt zum wenigsten zwei Drittel von ihrer Löbnuma in dieser Stube — an mir soll's nicht liegen.“

Männertritte und der Ton lauter Stimmen wurden draußen hörbar.

Schnell und leise wie eine Raube sprang Lea vor den kleinen blenden Spiegel, der neben dem Schenkisch hing. Eilig strich sie mit der Hand über das prächtige schwarze Haar, ergriff eine dunkelrote Maske, die sie auf dem Tisch bereit gelegt hatte, und steckte sie hinter das Ohr. Dann drehte sie sich kurz auf den Boden um, und kam gerade noch zurecht, um den eintretenden Brigadier mit einem zierlichen Knix zu empfangen.

Der Brigadier, ein kräftiger, unterseher Mann mit starkem, schwarzem Schnurrbart, sah sie fest um die Hüften und hob sie empor.

„Guten Tag, kleine Rigeunerin,“ sagte er lachend. Lea lachte mit ihrer kleinen braunen Hand in seinen Schnurrbart.

„Loslassen!“ rief sie, und sah ihm mit ihren wunderbaren, gelbbraunen Augen nehmend in's Gesicht. „Loslassen, oder ich reiße den Bart aus.“

Der Brigadier wollte sie an sich ziehen und küssen, aber er hatte die Kraft unterschätzt, die in diesem geschmeidigen Mädchenkörper steckte. Mit reizender gräßlicher Bienua legte sie den Oberkörper und den Kopf zurück und während sie so den Kopf versagte, sah sie an mit Augen, die mehr als hundert Klöße verschluckt. Dann gab sie ihm einen derben Klaps ins Gesicht und mit eben so geschickter als energischer Bewegung sprang sie aus seinen Armen auf den Boden.

„Verdammt Here!“ rief der Brigadier und verfolgte mit leuchtenden Augen Lea's zierliche Gestalt, wie sie zum Schenkisch eilte.

Die Unterhaltung zwischen den Beiden ging ungebrochen, obgleich sie sich gegenseitig nicht verstanden. Lea konnte nur ein paar Worte französisch, der Brigadier kein Wort deutsch. Aber das schadete nichts. Zumal Leute verstehen sich auch ohne Worte manchmal ganz vorzüglich.

Inzwischen war ein Haufe französischer Soldaten in das Zimmer hineingedrängt, Grenadiere, Voltigeurs, Chasseurs, alles bunt durcheinander. Alle larmten und schrien, schlugen auf den Tisch und verlangten Wein und Tabak.

Beitel und Lea hatten alle Hände voll zu thun, um die Gäste zu bedienen.

Bald wurde die Scene noch bunter. Es kamen noch mehr Soldaten herein, die ein paar Frauenzimmer aufgeführt hatten. Die Mädchen, zuerst blöde, und sehr ängstlich, wurden bald dreist, als sie sahen, daß ihnen nichts geschah. Lachend und schwanzend gingen sie herum, saßen bald neben dem, bald neben jenem, tranken aus allen Gläsern und sangen mit im Chor die Soldatenlieder, von deren Text sie keine Ahnung hatten.

Auf einmal entstand ein Tumult an der Thür. „Collette ist hier! Collette! Plag für Collette!“

Und durch die dichten Reihen der Grenadiere, zwischen Tischen und Bänken hindurch wand sich die zierliche Gestalt einer französischen Marketenberin.

Als sie eine Ecke am hinteren Ende des Zimmers erreicht hatte, war sie mit einem Satz mitten auf einem Tisch zwischen all den Gläsern und Flaschen und machte den Soldaten einen soltesten Knix, indem sie die Hand zu militärischem Gruß an die Mütze legte.

„Wie Collette!“ rief ein Chasseur im Hintergrunde, und als ob sie auf dieses Zeichen nur gewartet hätten, schlugen alle applaudierend in die Hände und wiederholten jubelnd den Ruf: „Wie Collette!“

Die Marketenberin sah sich lächelnd im Kreise um. Sie trug die grüne, reich mit Gold verzierte Jacke der Garde-Voltigeurs, dazu einen auf's knappe bemessenen roten Rock und hohe Scharfenstiefel mit albenen Quästen. Die Soldatenmütze hatte sie schief auf den blonden Lockenkopf gedrückt. Auf ihr blondes Haar war sie ganz besonders stolz; sie wußte, wie sehr die Soldaten diese Farbe als eine Seltenheit schätzten.

„Singen!“ riefen die Soldaten laut. „Ein Lied, Collette, ein Lied!“

„Also gut. Hört zu. Und den Rehrhein singt ihr mit.“ Mit dünner, gelender Stimme begann Collette:

„Marlborough sen va - t - en puerre ...“

Wohl niemals wieder ist ein Gensdarm so populär gewesen, wie dieses langweilige Lied um die vergangene Wende des Jahrhunderts. Unzählige Male, wohl täglich auf dem Marsch und im Bivak hatten diese Leute den edlen Helben Marlborough zu hören bekommen, und doch sangen sie heut mit derselben Ausdauer und Anbrunst nie immer den sinnlosen Refrain:

„Mirontaine ton ton  
Mirontaine ...“

Es wurde schnell dunkel in dem ohnehin stets düstern Raume. Beitel und Lea benutzten die Zeit, in die der Soldaten sangen, um eine Talglichter anzuzünden.

Ein Paar fixe Chasseurs waren gleich dabei, Lea zu helfen und die dünnen Lichter in den arden eisernen Leuchtern zu befestigen. Es reichte nicht so weit, um auf jedem Tisch ein Licht stellen zu können, und so entstand eine phantastische Beleuchtung, die aus den tiefen Schatten einzelne Punkte um so greller herausstrahlen ließ.

Bald bligte ein Knopf, eine Zresse, eine bunte Kabatta auf, dann trat auf einen Augenblick das martialische, nettergebräunte Gesicht eines Sergeants-Majors in den hellen Lichtkreis, um sofort wieder zu verschwinden.

Und wie in einer Laterna magica wechselten mit den schwarzschattigen Zügen der Soldaten die allerten, gemeinen Gesichter der geschminkten Frauenzimmer und die tede, fiedle Larve der lustigen Marketenberin. Dichter Tabaksnebel dampfte aus den kurzen Thonpfeifen und stieg wie eine Wolke nach der niedrigen Decke.

Collette's Lied, so harmlos es gewesen war, hatte im Verein mit dem genossenen Getränk die Geister entseufert. Tische und Stühle wurden bei Seite gerückt, und nach dem Klang der Ziehharmonika, die ein Grenadier spielte, begann der Tanz, hier und da unterbrochen von dem gelinden Gesang der Marketenberin, die mit fortwährender Stimmung die Pointen ihrer Wiedererheblich steigerte. Brillendes Geschwätz und tobender Beifall folgten ihren gewagten Anspielungen.

Der Brigadier hatte schon mehrfach den Versuch gemacht, mit Lea zum Tanz anzutreten, aber sie hatte sich ihm immer entzogen. Hier und dort Wein aufstehend und die Keller mit frischem Tabak füllend, schlüpfte sie gewandt durch die Reihen der larmenden Soldaten.

Jedem gab sie ein freundliches Wort, für jeden hatte sie einen viel verheißenden Blick, und doch lag etwas in ihrer Haltung, was allzu plumpe Huldigungen nicht aufkommen ließ.

Der Brigadier sah das gleichmäßig freundliche Wesen Lea's, das Niemand besonders auszeichnete, mit Mißfallen. Zum Teufel, wenn er, Gaston Legrand, ein Mädchen auszeichnete, dann wollte er sich doch ausbitten, daß sie sich der Ehre bewußt wäre, die er ihr damit erwies.

War er denn so ein Hungerleider, wie die meisten anderen, die der Werbetrömmel nachgelassen waren, weil sie zu Hause nichts zu essen hatten? Nein, er war ein reicher Mann, sein Vater besaß drei Hufen Land in der Beauche und hatte drei Pferde im Stall. Und nun mußte er sehen, wie dieses hübsche Mädchen dort drüben am Fensterlich scherzte mit dem Friseur, der den Kopf von dem Friseur von 6. leichten Regiment. Was war der Kerl von zu Hause? Zimmergenosse. Und nicht mal betört.

Aber ihm, dem Brigadier, hatte der Kaiser nach dem Tode von Austerlitz selbst das Kreuz der Ehrenlegion an die Brust geheftet.

Daß Lea das alles nicht wissen konnte, und daß die Zuneigung der Mädchen sich gern an andere Vorzüge hängt, als an die, deren Gaston Legrand im Stillen sich rühmte, das fiel dem Brigadier nicht ein. Er zog sich mürrisch in eine Ecke zurück und beobachtete den Friseur mit eifersüchtigen Blicken.

Lea ahnte nicht, was sie angetrieben hatte, sonst wäre es ihr ein leichtes gewesen, den ardenen Gaston mit ein Paar Zärtlichkeiten wieder out zu machen. Eben war sie zum Schenkisch eilte, um neuen Wein zu holen.

Da sah sie durch die offene Thür die wohlhabende Gestalt Wilhelm Koeptes im Fluß stehen.

„Hoh auf, Beitel, wo was abgebracht wird!“ rief sie laut dem Bruder zu, und schnell, wie ein vorfliegender Schmetterling, war sie zur Thür hinausgeschritten und hatte den Reittisch mit sich gezogen ins Dunkel, wo man sie dem Zimmer aus nicht beobachten konnte.

„Was giebt es denn? Schickt Sie zum Vater der gnädige Herr von Wagenfeld?“

Lea sprach leise, aber heftig erregt. Sie fühlte, wie ihr das Herz bis zum Hals hinauf schlug. Dieses Mädchen bei dem alles Geschäft war, alles Redemum, hatte eine einzige Schwäche: das war ihre Schwärmerei für Gebhard Wagenfeld.

Das war ihr Märchenbräutigam. Gebhard hatte sie einmal mit ihrem Vater gesehen und kannte sie in so weit, daß er wußte, wer sie war. Und wenn er seltener Weise ihr einmal begegnete, dann nicht er in seiner frischen, unbefangenen Art ihr freundlich zu. Dann sah sie gar nicht den herrlichen, prächtvoll geputzten Braunen auf dem er vorüberlief, sah kaum die glänzende, silberfarbene Uniform.

Das sonntägliche Gesicht hielt sie im Bann, das Leuchten der großen braunen Augen. Was hätte sie darum gegeben, wenn er einmal zu ihr gesprochen hätte, nur ein einziges Wort: „Aber das sechst niemals.“

Er nicht freundlich, er lächelte; ebenfalls winkte er einmal mit der Hand, und dann war er vorüber. Und Lea stand hocherröthend, mit anhängenden Augen und klopfenden Pulsen und blickte ihm nach, so lange sie ihn sehen konnte.

So oft Koepte mit einem Auftrage Wagenfelds beim alten Ephraim erschien — und das war mit der Zeit immer seltener geworden — hatte Lea versucht, die Ausführung zu übernehmen; immer in der Hoffnung, daß sie dadurch persönlich mit Gebhard zusammenkommen würde, aber diese Hoffnungen hatte sich niemals erfüllt.

Raum hatte sie heut Abend den Reittisch in der Thüröffnung erblickt, als sie auch Alles stehen und liegen ließ und hinauseilte, um zu erfahren, was es gebe.

„Schickt Sie zum Vater der gnädige Herr von Wagenfeld?“ fragte sie athemlos.

„Wo ist der Vater?“ fragte Koepte dazwischen.

„Er ist ausgegangen in Geschäften; er muß aber bald sein zurück.“

„Und dem hell beleuchteten Bosten der Thüröffnung zeigte sich jetzt eine eigentümliche Silhouette. Der vorgegebene lange Hals, das schwarze Profil ließ sich nicht verkennen. Die Haltung des Schattens drückte gespannte Aufmerksamkeit aus.“

„Wenn Du uns willst gehorchen, Beitel, mußt Du's anfangen etwas klüger und Dich nicht gerade stellen vor's Licht,“ sagte Lea laut und mit scharfer Betonung.

Der Schatten am Thürposten verschwand blitzschnell.

Lea lachte.

„Der Bocker braucht nicht zu wissen, was ist los. Kommen Sie mit nach vorn, Herr Koepte.“

Sie ergriff den Reittisch bei der Hand und zog ihn über den dunklen Fluß in ein kleines Zimmer zur Linken, in dem allerlei Trödel zum Verkauf aufgestapelt war.

Ephraim hielt ihn höllisch kurz und benutzte ihn nur zu Handlangerdiensten, die schöne Lea behandelte ihn wie einen Jungen.

Das ärgerte den Beitel, denn er war ein anschlüssiger Kopf, und so schau der Alte war, an Geriebenheit war der Sprößling ihm über. Es arbeitete etwas in dem blaffen, hageren Jungen, und wenn er den brennenden Wunsch hatte, selbstständig zu sein, so trieb ihn nicht nur die Gier nach Geld und Geldbesitz, sondern mehr noch ein krankhafter Ehrgeiz, eine Sucht, zu zeigen, was der Beitel kann, wenn er arbeitet allein nach seinem Kopfe.

Hastig sah er sich um, ob man ihn brauche, oder ob er auf kurze Zeit abkommen könne. Der Augenblick schien günstig. Der Tag war unterbrochen worden. In der Mitte des Zimmers standen der Brigadier und der Grenadier und der Friseur von den Voltigeurs einander gegenüber. Sie sprachen laut und bestia.

Dicht um sie herum drängte sich der Kreis der Soldaten und Frauenzimmer und verfolgte sichtlich mit gespannter Aufmerksamkeit den Ausgang der Sache.

Das Trinken hatten sie darüber ganz vergessen, und offenbar würden sie zu diese Beschäftigung erst wieder zurückkehren, wenn der Streit der beiden Unteroffiziere beendet.

Beitel eilte hinaus, und so schnell, daß er im dunklen Fluß mit einer menschlichen Gestalt hart zusammenprallte. Unwillkürlich wollte er einen Ruf der Überraschung und des Schmerzes ausstoßen, da legte sich blitzschnell eine kleine Hand mit eisernem Griff auf seinen Mund, und an seinem Ohr zischelte ganz leise die Stimme seiner zärtlichen Schwester Lea:

„Salt's Maul! Drinnen in der Stube ist der Alte mit dem Koepte. Er hat mich geschickt raus, weil's ist eine heimliche und gefährliche Sache.“

Eben noch hatte Lea versucht, allein den Auftrag Koeptes zu erfüllen und ihren Bruder von der Kenntniß desselben auszuschließen.

Jetzt sah die Sache anders; jetzt kam es nur darauf an, daß kein unzeitiger Lärm entstand. Lea mußte wissen, was Gebhard Wagenfeld so geheimnissvoll vom Alten wollte. Mochte es nun meinetwegen der dumme Ränge auch hören.

Und so stand denn das Geschwisterpaar in atemberaubender Spannung und strengte das Gehör auf's äußerste an, um kein Wort von dem zu verkieren was hinter der niedrigen Thür leise verhandelt wurde.

Leicht wurde ihnen das Hören nicht gemacht, denn der Tumult im Hinterzimmer mehrte sich und übertrug häufig das Gespräch in der kleinen, nach vorn heraus gelegenen Stube. Und kaum hatten Beitel und Lea so weit gehört, daß der Mittelstier von Wagenfeld noch heut Abend Berlin verlassen würde, und daß Ephraim ihm dazu die Pferde besorgen müsse, da erhob sich ein geländes Geschrei der Weiber, so durchdringend, daß die Geschwister einsahen, sie würden nun doch nichts mehr hören, und zurück eilten nach dem Hinterzimmer.

Sie saßen zunächst nichts vor sich, als die Hüden vieler Soldaten, die dicht gedrängt wie eine Mauer den Eingang durch die Thür versperrten. Vergebens, daß Lea hier und da fragte, sie verstand die erregten Antwortworten der Leute nicht. Endlich kamen zwei Frauenzimmer heraus, denen es gelang war, sich durchzudrängen, blaß, ängstlich, aufgeregt.

„Was giebt's da drin? Was machen sie?“ rief ihnen Lea entgegen.

„Ach Gott, da wollen sich zwei duelliren!“ heulte die eine von den Weibern und zog das dunkle Umhangsgeduch über den Kopf.

Lea fuhr auf.

„Bei uns? Hier in unserm Haus? Das geht nicht. Das bringt uns in Verzug, und nachher wird niemand wollen kommen zu uns. Beitel, lauf, spring zum Vater, er soll kommen hierher und schaffen Ruhe!“

Im nächsten Augenblick kam Beitel zurück und sagte achselzuckend:

„Der Vater ist wieder fortgegangen, mit allem dem Koepte.“

Dem Lärm, der eben noch in der Stube herrschte, war plötzlich Toben stiller gefolgt. Lea hörte deutlich, wie die Klängen zweier Degen mit kurzem, flatterndem Ton sich aneinander legten.

Mit Bitten und Gewalt versuchte sie durch die Reihen der vor ihr stehenden Soldaten hindurchzudringen; aber bei dem gespannten Interesse, mit dem alle den Kampf verfolgten, gelang es ihr, nur langsam vorwärts zu kommen.

Inzwischen hatte das Duell allen Ernstes begonnen. Mitten in dem Kreis der Zuschauer standen der Brigadier und der Friseur mit bloßen Degen sich gegenüber. Sie hatten den Uniformrock und die Weste abgelegt, und ihre Oberkörper waren nur mit dem Hemd bekleidet.

Der Brigadier griff hiezu an. Er war ein gewandter Stoßfechter, und die geschmeidige Klinge bog sich und bligte in seiner nervigen Hand.

getroffen hätte, den Friseur durchbohrt hätte von der Brust bis zum Rücken.

Der Friseur hatte aufgepaßt. Mit leichter, kräftiger Bewegung hob er die Degenspitze des Gegners in die Höhe, dann fiel er plötzlich auf die Kniee und rannte dem Brigadier den Degen von unten in den Leib.

Diese perfide Art, zu fechten, war damals bei den Soldaten — Schlägereien so gebräuchlich, daß es Keinem einfiel, dagegen Protest zu erheben. Ebenso rührte sich Niemand, als nach der gräßlichen Tette solcher Soldatenkämpfe der Friseur gelassen herantret, um seinem stöhnenden Gegner den Garaus zu machen.

In diesem Augenblick hatte Lea die vorderste Reihe der Zuschauer erreicht. Mit einem Sprung stand sie neben dem Gefallenen und hob drohend die geballte Faust gegen den Sieger.

„Jurid, Du Schuft! Willst Du den wehrlosen Mann tödten?“

Wie sie so da stand mit fliegendem Athem und wogender Brust, den geschmeidig-kräftigen Leib hoch aufgerichtet, mit flammenden Augen und erhellenden Zähnen, die kleinen Hände fest geballt, da war sie nicht die Tochter des Volkes, das Jahrhundertlang im Ghetto ein kümmerliches Dasein gefristet hatte.

Als wenn alle diese Jahrhunderte nicht gewesen wären, als wenn ihr Vater noch gewohnt hätte im Romadenzelt am Jordan, so sah sie aus in ihrer schönen, prachtvollen Wildheit und Kraft, die echte Tochter der Wüste.

Die stumpfe Menge brauchte immer einen besonderen Einbruch, der sie lenkt und führt. Absonderlich empfänglich für solche Einbrüche sind die Franzosen. Und ist es gar ein schönes, junges Weib, das den Ton angiebt, dann schlägt die Stimmung oft im Handumdrehen um.

Der Friseur merkte sofort, was vorging. Ruhig trat er zurück, zog seinen Rock an, wuschte kaltblütig den blutigen Degen an einem Tuch ab; dann setzte er den Hut auf und verließ ohne Aufsehen, aber auch ohne sichtbare Hoff das Zimmer.

Es war die höchste Zeit gewesen. Laute Flüche, wilde Verwünschungen tönten hinter ihm her, und ein paar Augenblicke später wäre er vielleicht nicht mit dem Leben davon gekommen.

Damit war nun aber auch das Interesse der Soldaten an dem Vorgang erschöpft. Solche Raufereien waren eine alltägliche Erscheinung und taten nicht mehr den Reiz des Ungewöhnlichen.

Lea hatte, zumal sie sich durch Worte nicht verständlich machen konnte, die größte Mühe, um die Soldaten zu bewegen, daß sie ihrem Kameraden, der das Bewußtsein verloren hatte, nach seinem Quartier trugen, und daß eine von ihnen ging, den Chirurgen zu holen.

Raum war der leise röhelnde Brigadier hinausgetragen, noch lag die Blutlache auf dem unsauberen Fußboden und trotz langsam die Degenränge entlang, da riefen die Soldaten nach neuem Wein, nach Tabak und nach der kleinen Collette.

„Collette! Sprich! Wo hast Du gefodert, kleine Maus? Auf den Tisch! Sopla!“

Lea sah sich vergebens nach Beitel um, damit er ihr helfe, der Scene ein Ende zu machen. Beitel war verschwinden.

Was aber graute es angesichts des gräßlichen, dunklen Fleckes dort mitten in der Stube, der fortwährend seine Umrisse änderte und langsam, ganz langsam auf sie zukam schien.

Und sie wachte nicht einmal, daß der arme Brigadier sich für ihre Ehre geschlagen hatte.

Er war in seiner eifersüchtigen Laune Lea's wegen mit dem Friseur zusammengestoßen und hatte, um sich ein härteres Recht auf das Mädchen zu sprechen zu können, die Worte fallen lassen, es sei nicht möglich, daß er Lea heirathen werde.

Da hatte der Friseur gedacht. Solche Mädchen heirathet man doch nicht. Der Brigadier hatte hiezu geantwortet, daß er für Lea's Ehre eintrete und der Friseur hatte dazu höhnisch das Maul verziehen.

Er sei schon gestern hier eingerückt als Quartiermacher, und es sei ihm nicht schwer geworden, sich der Gunst des Mädchens zu erfreuen. Da hatte ihm der Brigadier sein Glas mit Wein in's Gesicht gestossen.

Lea gab sich alle Mühe, die Soldaten zum Fortgehen zu veranlassen. Es war vergebens; bis sie endlich auf den Gedanken kam, die Frauenzimmer, mit denen die Soldaten jetzt immer wüthender wurden, durch allerlei Versprechungen auf ihre Seite zu locken.

So verschwand bald eine Gruppe nach der anderen, und tief aufatmend verschloß Lea endlich hinter dem letzten Soldaten das Haus. Zögernd blieb sie an der Thür stehen, die Hand am Griff der Klinke. Eine innere Unruhe trieb sie hinaus nach dem Wagenfeld'schen Hause in der Behrensstraße.

ober verschickte. Ab und zu wurde derbings auch Lea in Geschäften geschickt. Einer von der Familie war noch jedenfalls immer zu Hause.

So schwankte denn Lea, ob sie auch fortgehen dürfe und Alles ohne jede Aussicht liegen lassen. Hatte eine große Scheu vor dem Friseur, obgleich er niemals hart zu ihr obleruchte sie, sich auf einem Schloß im Fluß niederzulassen und zu was?

Aber sie hielt es nicht aus. Sie entschloß sich sprang sie wieder löschte die Lichter, verschloß sorgsam das Haus und eilte so schnell als möglich durch die völlig finsternen, unpflasterten Straßen den Linden ab und zu riefen ein paar krummfranzösische Soldaten an sie: sie achte darauf und lief nur noch sehr leise, um nicht aufgetrieben zu werden.

Wäre es heller gewesen, so hätte als sie die Linden kreuzte, ihren Vater Beitel sehen müssen, denn sie gah nicht weit an ihm vorüber.

Beitel stand unglücklich in der Nähe der Schloßbrücke und überlegte hundertfaches Male, was er thun sollte. Sollte er die Aufforderung Koeptes an den alten Ephraim gehorcht hatte, in ihm der Gedanke aufzutauchen, eine eigene Hand ein Geschäft zu machen.

Aber wie? Der Alte war nicht fortgegangen, ohne ihn mitzunehmen. Also brauchte er ihn nicht beim Pferdhandel. Wahrscheinlich hatte er den Sohn zurückgelassen, damit Lea nicht ganz allein wäre mit den vielen Soldaten.

Das war dem Beitel ganz gleichgiltig. Mochte sie sehen, wie sie jetzt wieder aufgeführt hatte sich sein Schwester auch noch niemals und Niemand. Schnell und leise glitt Beitel aus dem Hause.

Draußen lehnte er sich gegen die Mauer, versenkte die linke Hand in die Hosentasche und strich mit der rechten leise über die spärlichen krausen Haare, die den entsetzenden Sinnbart andeuteten.

So stand er eine ganze Weile und überlegte, ehe er weiter ging. Was war zu machen? Ein Geschäft machen im offenen Gegenlag zum Alten, das getraute er sich nicht. Das ging auch überhaupt nicht, denn er wußte ja gar nicht, wo der Alte hingegangen war und was er beschäftigte.

Mühsam schüttelte Beitel den Kopf.

„Soll ich wieder stehen dabei als der dumme Junge und zwischen, mit der Alte verdient schönes Geld und giebt mir nichts? Und sagt mir nicht mal, was er hat gemacht und wie er's hat gemacht?“

Wissen möchte ich, wie er wird fortgehen dem Herrn Rittmeister von Wagenfeld. Der Herr von Wagenfeld wird geben ein gutes Stück Geld für die Pferde, die ihm wird besorgen der Alte. Werden sich drauen morgen früh die Franzosen, wenn der Preuß ist ihnen entwischt?

Der Gedanke, daß irgend jemand düpiert wurde, hatte für den jungen Beitel immer etwas ganz besonderes Erhebendes, und so verzog sich jetzt sein Gesicht zu einem behaglichen Grinsen, das ihn nicht gerade schön machte.

Auf einmal ließen seine nervösen Finger den schwächlichen Fiegenbart los und er fuhr sich mit der ganzen Hand in die wuschigen Haare, während er die Augen bis auf einen kleinen Nix zusammenkniff.

Wenn der Preuß ist ihnen entwischt, wiederholte er langsam für sich. Und was werden geben die Franzosen, wenn er nicht entwischt?

Beitel verlor in tiefes Nachdenken. Er wußte ganz genau, daß er ein gefährliches Spiel spielte, wenn er versuchte, die Flucht Wagenfelds, die der Vater befürwortete, zu verhindern.

Er fürchtete sich vor dem Alten nicht so, wie er sich als kleiner Junge gefürchtet hatte. Aber der vielleicht habe Gewinn lotte; und mehr noch lotte der Gedanke, ein Spiel zu spielen mit eigenen Karten und mit eigenem Risiko.

Beitel war entschieden: vorsichtig umschauend, damit er dem Alten nicht in die Arme liefe, die Stellen vernehmend, wo ein beleuchtetes Fenster die dunkle Gasse flüchtig erhellte, eilte er fort in der Richtung auf das königliche Schloß.

Unterwegs überlegte er weiter. Zu wem sollte er gehen, um die beautifulste Flucht Gebhard's zu verrathen? Er war aller militärischen Vorbereitungen völlig unfähig und hatte keine Ahnung, an wen er sich wenden müsse. Er dachte an die Wache.

Aber er konnte nicht französisch sprechen. Und wenn man schon auf der Wache deutsch verstand, so nahm man ihn vielleicht fest, wozu ihn vielleicht, selbst den Weg zum Hause Gebhard's zu zeigen, damit man sein Spiel aufgedeckt und es etwas dafür bekommen würde, das war auch noch die Frage. Nein, so ging's nicht.

Beitel war bis an die Schloßbrücke gekommen, lehnte sich an die steinernen Brüstung und sah hinüber nach dem Schloß, dessen lange Fensterreihen hell erleuchtet waren. Der phantastische Gedanke kam ihm ins Gehirn, brüskte er selbst seine Anzeige zu machen, er fing an, sich in Grübeln zu verlieren und konnte zu keinem Entschluß kommen.

Der Mond, der hinter dem Schloß emporstieg und sein Licht altgernd auf das dunkle Wasser der Spree warf, schreckte ihn auf. Er durfte nicht mehr zu viel Zeit verlieren. Wagenfeld wollte heut noch Berlin verlassen, und er wußte nicht, zu welcher Stunde.

(Fortsetzung folgt.)